Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 29 (1942)
Heft: 16: 1

Artikel: Weihnachten im Spiegel der Jahrhunderte
Autor: Schläpfer, Lothar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-535063

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weihnachten im Spiegel der Jahrhunderte

Weihnachten ist das Fest, das von allen Feiern des Kirchenjahres am meisten zum christlichen Herzen spricht. Erfüllt uns das Osteralleluja mit festlichem Stolz auf die Sieghaftigkeit unseres heiligen Glaubens, das Brausen des Pfingstgeistes mit der Bereitschaft zum Soldatentum Christi, so weckt die Weihnachtskrippe in uns das Gefühl des innigen Geborgenseins in Gott, das Bewusstsein eines unfassbaren Geliebtswerdens von Gott, die stille und doch triumphierende Freude des Kindseins vor Gott. Die folgenden Ausführungen möchten das Heiligtum dieser Weihnachtsstimmung nicht entweihen durch nüchterne Erwägungen; vielmehr wollen sie lediglich, mit Verzicht auf tatsachenbeladene Gelehrsamkeit, Fest und Festgebräuche im Spiegel der Jahrhunderte betrachten, um allen, „die guten Willens sind", zu helfen, das Weihnachtsbrauchtum besser zu würdigen und das Weihnachtsfest inniger zu feiern.

I. Weihnachten in der Kirche Gottes.

Der 25. Dezember, das freudenvolle Hochfest der jungfräulichen Geburt des Weltheilandes aus Maria zu Bethlehem — darf es uns befremden, dass schon im christlichen Altertum keine einheitliche Ueberlieferung über den wirklichen Geburtstag des Erlösers bestand, dass man in Aegypten und selbst in Palästina dessen Geburt in den Mai verlegte, dass eine lateinische Schrift vom Jahre 243 den 28. März als Geburtstag Christi bezeichnet, während der hl. Hippolyt von Rom (+ 235 n. Chr.) in der Ostertafel statt dessen den 2. April nennt? Dieser Unsicherheit der alten Zeugnisse in der Bestimmung eines so weltbewegenden Ereignisses steht jedoch die Sicherheit unseres Glaubens gegenüber, dass Augen- und Ohrenzeugen sich triumphierend zu dieser Weihnachtsbotschaft bekennen, dass sie bekennen, „seine Herrlichkeit gesehen" zu haben, „die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit" (Joh. 1. 14), es steht ihr die 2000jährige Geschichte der Christuskirche und selbst die Weltgeschichte gegenüber, die den stolzen Namen dessen an der Stirne trägt, dessen Geburt diese Geschichte allen Christusfeinden und Christusleugnern zum Trotz in die zwei grossen Hauptepochen geschieden hat.

Gefeiert wurde die Geburt des Herrn im Morgenland (teilweise schon um 200) am 6. Januar, zusammen mit der Taufe Christi; ein eigenes Geburtsfest Christi hingegen kennt die alte Kirche nicht, wie ihr die Sitte, ein Geburtsfest zu feiern, überhaupt fremd war. Erst zur Zeit des römischen Kaisers Konstantin (reg. 306—337) beginnt die Metropole des Christentums, Rom, „Weihnachten zu feiern", und zwar gleich von Anfang an am 25. Dezember, zum ersten Male nachweisbar im Jahre 336, doch vielleicht schon seit der glorreichen Kirchenversammlung von Nicäa (325).

Warum am 25. Dezember? Dieser Tag galt den Alten als Geburtstag des Mithras; dieser, ursprünglich ein altpersischer Lichtgott, trat am Ende des 2. nachchristlichen Jahrhunderts seinen Siegeszug an, auch durch das römische Reich, und feierte kraft seiner Kampfreligion vor allem im darauffolgenden Jahrhundert der sogen. Soldatenkaiser solche Triumphe, dass die Religion der Römer beinahe monotheistisch geworden war. Daneben rang aber noch eine andere Religion mit den alten Göttern des Reiches. Mochten sich die Purpurträger des Kaiserthrones auch wiederholt mit Feuer und Schwert gegen sie erheben, mochte der Ruf: „Vor die Löwen mit den Christen!" immer und immer wieder die gehetzte Masse durchtoben, immer und immer wieder stieg das Christentum aus den Katakomben; und

mit derselben Siegesgewissheit, mit der es den Verfolgern getrotzt, trat es um die Mitte des 3. Jahrhunderts auch in den Entscheidungskampf mit der Religion des Mithras. Wohl gab es Augenblicke, wo es fraglich schien, wer die römische Welt erobern sollte: Christus oder Mithras; doch begann im 4. Jahrhundert der Stern des Mithras zu sinken. Und wenn auch Julian der Abtrünnige, eine der rätselhaftesten Persönlichkeiten auf dem römischen Kaiserthron (361—363), dem Niedergang des Mithraskultes und dem Aufstieg des Christengottes krampfhaft Einhalt zu gebieten versuchte, das Wort, das der 32-Jährige im Angesicht eines gewaltsamen Todes als letztes gesprochen haben soll: „Galiläer, endlich hast Du gesiegt!" beleuchtet schlaglichtartig das Kampffeld: Christus hatte über Mithras gesiegt; es war der Sieg der Religion des Kreuzes über die Religion des Krieges.

War auch dieser Sieg, äusserlich angebahnt durch die Wandlung Konstantins und dessen Bund mit der Kirche (er hatte noch in Trier wiederholt Münzen mit dem Bild des Mithras prägen lassen) innerlich der in der Kirche wirksamen, bergeversetzenden Kraft ihres Stifters zu verdanken, das Christentum selbst hatte nichts unterlassen, um mit seinem mächtigen Gegner fertig zu werden. Und es versetzte ihm nicht den geringsten Schlag, indem es eben auf den 25. Dezember, an dem die heidnische Welt den „natalis Solis invicti", den Geburtstag des „unbesiegten Sonnenhelden" beging, den natalis Christi, der „Sonne der Gerechtigkeit" verlegte.

Das Fest des Mithras fiel zudem zusammen mit der römischen Feier der Wintersonnenwende, die sich bis in die Zeiten der Agonie des weströmischen Reiches behauptete; musste doch noch Leo der Grosse (Papst 440—461) seine Herde daran erinnern, dass dieser Tag nicht wegen der sichtbaren Sonne und ihrer neuanhebenden Laufbahn, sondern wegen der Geburt dessen, der die Sonne geschaffen, festlich begangen werde. Die Vereinigung der Feste der irdischen Sonne und der Sonne des Heils sollte deshalb eine Predigt für die Christen, aber noch weit mehr ein Werk der Heidenmission sein und Christen wie Heiden zum Bewusstsein bringen, dass die Weisheit Gottes, der zugleich „der Schöpfer der Natur und der Urheber der übernatürlichen Heilsordnung ist, diese beiden Schöpfungen in eine wunderbare Harmonie und mystische Verwandtschaft gebracht hat" (St. Augustin).

Von Rom aus trat das Weihnachtsfest seinen Siegeszug an, nicht nur im Abendland; noch im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts bürgerte sich dieses Fest, vor allem seit Konstantius (+ 361) auch am Kaiserhof die Geburt des Herrn am 25. Dezember feierte, auch im Morgenland fast überall ein.

Die Beziehung des Weihnachtsfestes zu den heidnischen Sonnwendfeiern (die uns auch bei den Aegyptern, Griechen und vor allem bei den Germanen begegnen) kommt heute noch in gewissen Namen des Festes zum Ausdruck. Während nämlich fast alle Nationen für dieses Hochfest Namen angenommen haben, die auf die Geburt des Erlösers hinweisen, erhielt in Skandinavien und England das christliche Fest den Namen der germanischen Sonnwendfeier Jul (engl. yule), wofür in England später „Christmas" üblich wurde. Auch das mittelhochdeutsche „ze den wîhen nahten" wie auch unser „Weihnachten" (beachte die Form der Mehrzahl!) erinnern an die 12 „heiligen Nächte" vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, dem Festkreis der Sonnwendfeier (alte, volkstümliche Zählung nach Nächten).

II. Weihnachten im Gotteshaus.

Das leiblich-seelische Leben des Menschen ist ein geheimnisvolles Wechselspiel. Die seelische Gesinnung drängt mit Notwendigkeit auf die äussere Kundgabe; diese

hinwiederum bewirkt eine Belebung und Verstärkung der innern Gesinnung. Deshalb begreifen wir, dass die Kirche von jeher gerade das tiefste seelische, das religiöse Erleben des Menschen durch die sichtbaren Formen der Liturgie zu vertiefen und demgemäss auch das Weihnachtsfest mit liturgischer Weihe zu umgeben trachtete.

Die Vorbereitung auf das Christfest findet ihren schönsten Ausdruck in den Roratemessen. Wenn einmal im Jahr die Gotteshäuser zu klein sind, dann sicher bei diesen gesegneten Morgenfeiern, wo aus tausend Herzen der Schrei der Erlösungssehnsucht: „Tauet, Himmel, den Gerechten!" zum Vater der Lichter emporsteigt. An einen feinsinnigen Brauch erinnert der Name dieser Gottesdienste: Engelmessen; im Mittelalter hatte nämlich nach dem Evangelium ein Knabe in der Rolle des Engels der Gemeinde der Gläubigen die Frohbotschaft von der Geburt des Herrn zu verkünden.

Die Weihnachtsliturgie selbst mit ihren drei heiligen Messen, deren Texte von dem Motiv des Lichtes, des neuen Lichtes und der durch Christus bewirkten Erneuerung des Menschen getragen sind, ist schon Gregor d. Gr. bekannt (um 540—604). Um 830 gab es in Rom für den 25. Dezember bereits zwei verschiedene Nachtoffizien; das eine wurde in Gegenwart des Papstes in Sta Maria Maggiore, das andere etwas später in St. Peter von dem dortigen Klerus gesungen. Eine Oktav hatte das Christfest schon um 615 erhalten.

Schon früh hatte auch das gläubige Volk begonnen, die kirchliche Weihnachtsfeier mit sinnvollen Bräuchen zu umranken. Da es für die Christen um die Zeit der heidnischen Sonnwendfeier nur mehr das Fest des einzig wahren Lichtes gab, „das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt", hat gerade in Verbindung mit der Weihnachtsliturgie der Lichterbrauch eine einzigartige Vertiefung erlebt. So wallten früher die frommen Beter mit flimmernden Kerzen zur Christnacht; zu Hause aber liessen sie ein Licht zu Ehren des neugebornen Erlösers sich verzehren: wieviel Weihnachtspoesie, nein, wieviel kindlicher, inniger Weihnachtsglaube ist uns doch entschwunden! Sind es doch nebst den Weihnachtsliedern gerade diese Lichter gewesen, die die Christmette zu einem der tiefsten religiösen Erlebnisse des Volkes gemacht haben.

Das Weihnachtslied ist wohl die süsseste Frucht am Baum des katholischen Kirchenliedes. Als Krippen-, Wiegen-, Hirtenlied umrankt es das volkstümlichste aller christlichen Jahresfeste. Manche Weihnachtslieder sind wegen der Schlichtheit ihrer Worte und der Innigkeit ihrer Klänge wahre Perlen; andere sind besonders ehrwürdig wegen ihres hohen Alters, stammen sie doch bereits aus dem 11. und 12. Jahrhundert, so z. B. „Er ist gewaltic und starc, der ze winnaht geboren wart"; wieder andere gehen auf mittelalterliche Hymnen zurück, die im 14.—16. Jahrh. wiederholt feinsinnige Uebersetzer fanden; wir erinnern bloss an Lieder wie: „Der Tag, der ist so freudenreich" (Dies est laetitae) oder „Ein Kind geborn zu Bethlehem" (puer natus in Bethlehem). Dieselben Jahrhunderte schenkten uns auch Weihnachtslieder in lateinisch-deutscher Mischpoesie, deren bekanntestes: „In dulci jubilo, nun singet und seid froh" (14. Jahrh.) jedes Jahr uns von neuem ergreift. Volk und Dichter wetteiferten, die Ankunft des Christkindes zu besingen. Neben zahlreichen Volksliedern wie: „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen" finden wir Lieder von bekannten Schriftstellern, wie: „Ihr Kinderlein kommet" vom Jugendschriftsteller Christoph v. Schmid (1768—1854) oder „Ich steh an deiner Krippen hier" vom evangelischen Kirchenliederdichter Paul Gerhardt (1607—1676). Im Dienst der Weihnachtsminne haben Nationen ihre schönsten Perlen ausgetauscht; so singen die Franzosen unser „Stille Nacht, heilige Nacht"

(Douce nuit, sainte nuit), während umgekehrt der deutsche Weihnachtsgesang: „In vollem Glanz ein Stern ist aufgegangen" eine Bearbeitung des „Cantique de Noël" des französischen Komponisten Ad. Adam (1803 bis 1856) ist. Unser Lied: „Herbei, o ihr Gläubigen" ist eine Uebersetzung aus dem Portugiesischen. Die Melodie des bekannten, von Joh. Falk (1768—1826) gedichteten Liedes: „O du fröhliche, o du selige" stammt von einem alten sizilianischen Marienlied. Selbst die Konfessionen haben einander gegenseitig Weihnachtslieder geschenkt; so übernahmen die Katholiken das von Luther gedichtete „Vom Himmel hoch, da komm ich her", während das Lied, das liturgische Feierlichkeit und volkstümliche Einfachheit zum Lieblingslied des deutschen Volkes gemacht haben: „Stille Nacht, heilige Nacht" (Text vom Salzburger Vikar J. Mohr, 1818 von Lehrer Fr. Gruber vertont) auch protestantische Kreise erobert hat.

Der natürliche Drang des Volkes, dem Festgedanken dramatische Gestalt zu geben, den wir schon in der Engelsverkündigung der Roratemessen wahrnehmen konnten, hat sich im Mittelalter vor allem in den Weihnachtsspielen ausgewirkt. In den gottesdienstlichen Feiern ging man schon früh dazu über, die Gesänge und Lesungen verschiedenen Geistlichen zuzuweisen, worin wir den ersten Keim für das Weihnachtsspiel zu erblicken haben. Dann begann man, im Chor der Kirche eine Krippe mit dem Christkind aufzustellen, vor welcher die Kleriker die Anbetung der Hirten rein mimisch darstellen sollten. Später traten als handelnde Personen noch Maria und Josef zu dieser Gruppe hinzu und wiegten das Kind in der Krippe, ein Brauch, der sich z. T. sogar in protestantischen Gegenden bis ins 19. Jahrhundert erhalten hat. Dieses „Kindelwiegen" war von Liedern zwischen Maria und Josef begleitet, z. B. „Josef, lieber Josef mein, hilf mir wiegen mein Kindelein". Diese Sitte hat auch manche Dichter begeistert, „Wiegenlieder der Mutter Gottes" zu singen; hören wir das innige Lied des spanischen Franziskaners Lope de Vega, des fruchtbarsten Dichters Europas im 17. Jahrhundert:

Die ihr schwebt in den Zweigen,
Engel des Himmels:
Hier schläft mein Kindlein,
Stillet das Rauschen!

Palmen von Bethlehem,
Die mächtig ihr rauscht,
Heftig geschüttelt
Von wilden Winden:
O lasst das Toben,
Haltet die Zweige;
Hier schläft mein Kindlein,
Stillet das Rauschen!

Der göttliche Knabe,
Er ist ermüdet
Von vielem Weinen
Auf unserer Erde;
Nun will er ein wenig
Ruhen vom Kummer.
Hier schläft mein Kindlein,
Stillet das Rauschen!

Von ewigem Froste
Zittert der Arme;
Mir fehlt ja alles,
Ihn warm zu decken.
Engel des Himmels,
Die ihr schwebt in den Zweigen,
Hier schläft mein Kindlein,
Stillet das Rauschen!

(Uebersetzt von Artur Altschul.)

Dem Weihnachtsspiel fehlte noch die textliche und tonkünstlerische Ausgestaltung. Diese verdankte man in deutschen Gauen vor allem den beiden hochgelehrten St. Gallermönchen Notker d. Stammler († 912) und Tutilo; jener, „ein Gefäss des Heiligen Geistes, wie es damals in gleicher Fülle kein zweites gab" (Ekkehard IV.), gilt zugleich als „erster Komponist deutscher Abstammung"; dieser hat die Liedertexte der Weihnachtsliturgie kunstvoll dialogisch gestaltet. Damit war folgender Typus des Weihnachtsspiels gewonnen: Maria sitzt vor dem Altar an der Krippe; sie bittet Josef, mit ihr das Kind zu wiegen; ihr Bräutigam erklärt sich

dazu bereit; der Chor beginnt ein frohes Weihnachtslied, und die Hirten beten schweigend an.

Im 11. Jahrhundert entwickelte sich dieses Hirtenspiel durch die Verbindung mit dem Dreikönigsspiel zum sog. grossen Weihnachtsspiel. Ihren Abschluss erhielt diese dramatische Schöpfung dadurch, dass im 12. Jahrhundert auch die Liturgie des 28. Dezember durch einen schöpferischen Dichter bildhaft gestaltet und (etwa 100 Jahre später) auch dieses Rahelspiel, dessen Höhepunkt die erschütternde Klage der Rahel, der Personifikation aller jüdischen, um ihre Kinder trauernden Mütter, bildete, mit dem grossen Weihnachtsspiel verbunden wurde.

Aus diesen lateinischen Oratorien entwikkelten sich im Laufe des Mittelalters Volksschauspiele, Hirten-, Weihnachts- und Dreikönigsspiele, Stuben- und Grossaufführungen. Es sind vor allem die katholischen Länder der Alpen, des Böhmerwalds usw., welche die Ueberlieferung dieses volkstümlichsten aller geistlichen Schauspiele bis in die Gegenwart schöpferisch weiterpflegten und „der Laienspielbewegung eine dankbare Aufgabe und ein reiches Erbe übermittelten" (A. Dörrer).

Auch die Schweiz nahm an dieser Bewegung regen Anteil. Bekannt ist z. B. das „St. Galler Spiel von der Kindheit Jesu aus dem XIII. Jahrhundert", das der Winterthurer Dichter Hans Reinhardt, der sich auch sonst um die Vermittlung religiöser Volksspiele erfolgreich bemüht hat, aus dem Mittelhochdeutschen in die Schweizermundart übertrug (Verlag Rud. Geering, Basel). Aber auch in unserer Zeit hat sich der Schweizerboden als fruchtbar für diese Bewegung erwiesen. Er schenkte uns Weihnachtsspiele, die das Weihnachtsgeheimnis in feinsinniger Weise in die zeitgenössische Umgebung hineinversetzen; ein vorzügliches Spiel dieser Art: „Der Weihnachtsstern" (Maria sitzt am Spinnrad, die Hirten sind Schweizersennen) verdanken wir dem Einsiedlerdichter M. Lienert (Verlag Huber & Co., Frauenfeld). Eine andere Gruppe von Schweizer Weihnachtsspielen bringt nicht das Festgeheimnis selber, sondern irgend ein Weihnachtserlebnis eines Menschen oder eines Kreises zur Darstellung. Suchst du ein Spiel dieser Art, so klopfe bei der Weihnachtsmuse des verstorbenen Priesterdichters aus dem „Finstern Wald", P. Josef Staub, an. In deutschen Gauen spielen zwei Weihnachtsspiele unseres Bündner Dichters B. Jörger. Wer sich in stiller Betrachtung in ein Spiel von seherischer Tiefe versenken will, der greife zu dem zwar von einem Nichtschweizer stammenden, aber in der Schweiz (1915) entstandenen „Metanoeite" (Tuet Busse!) des allzu früh von uns geschiedenen R. Joh. Sorge, dessen Feder, wie ihn einmal die Damaskusstunde getroffen, „nur noch Christi Griffel bis zum Tod" sein will, und es wird daraus zu ihm sprechen

„Das Wort von dem, der, ach! durch Welten sich verkleinerte,
Das Wort vom höchsten König, vom König der Könige,
Der seinen Thron verliess, ach! um Sein ärmstes Gut!" (Worte der Könige.)

Kehren wir zum liturgischen Weihnachtsspiel zurück, in dessen Mittelpunkt die Krippe stand. Die Geburtsstätte des Erlösers teilte in den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte das Schicksal des Kreuzes; Krippe und Kreuz, Anfang und Ende der Heilsgeschichte, sie waren „den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Torheit". Torheit und Verblendung trieben es sogar so weit, dass Kaiser Hadrian, um die frommen Pilger von der Geburtsgrotte fernzuhalten, darüber dem Adonis, dem Liebling der Aphrodite, einen Tempel erbauen liess. Doch wie zur Zeit des Kaisers Konstantin Christus über Mithras, so siegte das Christkind auch über den Knaben Adonis. Des Kaisers Mutter, die heilige Helena, die auf göttliche Weisung schon das wahre Kreuz Christi der

Verborgenheit entrissen, soll auch die wahre Krippe des Christkindes aufgefunden haben. Im Jahre 354 schon fand die Krippe durch Papst Libertus in die Weihnachtsliturgie Eingang. Der Wunsch nach Verlebendigung der Frohbotschaft von Bethlehem fügte in der Folgezeit zur Krippe auch die Figuren der hl. Personen, der Hirten und Könige hinzu.

Die Krippenverehrung in ihrer heutigen Form ward geboren zu Greccio in der Heiligen Nacht des Jahres 1223. Die Liebe macht erfinderisch; doch wohl keine Liebe war so erfinderisch, wie „der Strom erleuchteter Liebe, die das ganze Innere des hl. Franziskus von Assisi erfüllte" (Celano). Wie es zu weihnachten begann, bat der Heilige seinen Freund Giovanni Vellita von Greccio, ihm zu helfen, in einem mit Wald bewachsenen Felsen „einmal recht lebendig und augenfällig das Andenken an die Geburt des Kindleins von Bethlehem darzustellen. Zu diesem Behuf musst Du im Wald drüben eine mit Heu gefüllte Krippe herrichten. Auch ein Ochs und ein Esel müssen da sein, ganz wie in Bethlehem." Und so feierte Franziskus, umringt von seinen Brüdern und Landsleuten, in dieser gottgefälligen Nacht mit Messe und Predigt das Weihnachtsgeheimnis. „Der heilige Gottesmann aber stand vor dem Jesulein in der Krippe, schluchzend vor Liebe und überströmend vor wunderbarer Freude" (Celano). Diese Weihnachtstat des hl. Franz war ein Apostolat. Von Italien aus drang die Krippe über die Alpen, nach der Schweiz und nach Deutschland; die Krippendarstellung, in der auch Ochs und Esel nicht fehlen, ist eingegangen in die kirchliche Weihnachtsfeier und — in die christliche Familie.

III. Weihnachten im Familienkreis.

Drei Jahre nach der „stillen, heiligen Nacht" von Greccio ging Franziskus heim, um im ewigen Tag der Herrlichkeit ewige Weihnacht zu feiern. Doch, was er in jener Waldeinsamkeit empfunden und vollbracht, hoben seine Brüder als köstlichstes Vermächtnis auf und übergaben es den Jahrhunderten: Von den Franziskanerklöstern aus eroberte die Krippe auch das Familienheim, und seither kommt uns eine Stube ohne Weihnachtskrippe fast vor wie eine Kirche ohne Tabernakel. Wohl haben sich wiederholt Feinde dieser Krippenfreude erhoben. Die Bilderstürmer der Glaubensspaltung wüteten auch gegen dieses christlichste aller Sinnbilder. Die Aufklärung verlachte die Krippe als „läppisches Kinderspielzeug", Vertreter des „aufgeklärten Despotismus" wie Josef II. konnten sie mit einem Federstrich im ganzen Reich verbieten, bis dann am Anfang des 19. Jahrhunderts die Romantik (vor allem J. Führich, der Hauptmeister der österreichischen Nazarener) die mittelalterliche Krippenfreude zu neuem Leben erweckte.

In gewissen Kreisen liebt man es, den Christbaum als etwas rein Protestantisches hinzustellen. Andere wollen dessen Vorbild gar im Weltbaum Ygdrasill der germanischen Mythologie erblicken. Von der Sitte der Germanen, zur Zeit der Sonnwendfeier die Zimmer mit Grün zu schmücken, das als übelabwendend und lebenspendend galt, mag zwar ein ähnlicher, bis in die neuere Zeit noch in England herrschender Brauch herrühren. Ferner mag auch der im christlichen Europa noch weitverbreitete, dann aber durch den Christbaum immer mehr verdrängte Weihnachtsblock, ein grosser Holzblock, den man mit grünen Zweigen am Weihnachtsabend in den Herd legte, um durch ihn vor Unheil bewahrt und mit Glück beschert zu werden, auf den altgermanischen Julblock zurückgehen. Der vorchristliche Ursprung des Weihnachtsbaumes hingegen ist nach neueren Forschern unbeweisbar. Dieser dürfte vielmehr ein Geschenk des gläubigen Mittelalters und auf das mit Aepfeln behangene Bäumchen zurückzufüh-

ren sein, das damals im Mittelpunkt des im Vorzeichen oder Innern der Kirche abgehaltenen Paradiesspieles stand und als Sinnbild des Lebensbaumes und des wieder aufgeschlossenen Paradieses galt (in Süddeutschland wird der Christbaum heute noch nach diesem Ursprung „Paradeis" genannt). Diesem Bäumchen fehlte allerdings noch das, was wir heute am wenigsten an ihm missen möchten: die Lichter. Diese umgaben es aber in der Kirche. Und als dann auch der Christbaum die Kirche verliess und sich im Familienheim einbürgerte, nahm er dorthin in Erinnerung an seine Herkunft auch die Pracht der Lichter mit. Vom Weihnachtsbaum singen schon französische Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts. Hernach vernehmen wir lange nichts mehr von ihm. Erst um 1600 begegnet er uns in Schlettstadt, im Jahre 1605 in Strassburg wieder mit Aepfeln behangen, mit Zuckerwerk, Papierrosen und „Zischgold" geschmückt, aber ohne Lichter. Um 1737 kennt in Mitteldeutschland (Umgebung Zittaus) das wohlhabendere Bürgertum einen Christbaum mit Lichtern. In Süddeutschland hat ihn die Gemahlin Maximilians I., eine badische Prinzessin, eingeführt.

Mag der immergrüne, fruchtbehangene Weihnachtsbaum, der sich von Deutschland aus in die Welt verbreitete, auch in protestantischen Gegenden in erster Linie als „Sinnbild des alljährlich sich erneuernden Lebens" betrachtet worden sein, seine Verwendung im Paradiesspiel des Mittelalters gibt uns Katholiken das volle Recht, in ihm das Sinnbild des Urgrunds alles wahren Lebens, Christus, zu erblicken. Der ganz katholische Charakter des Christbaums leuchtet vor allem dann auf, wenn er die Familienstube vereint mit der Krippe mit Weihnachtszauber übergiesst.

Kaum eine Zeit des Jahres ist üppiger von Volksbräuchen umrankt als die „fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit".

An der Ausgestaltung des „heiligen Abends" wirkte allerdings auch die nichtchristliche Volksüberlieferung stark mit. Dies gilt z. B. vom Räuchern des Hauses, eine selige Erinnerung aus unserer Kinderzeit; schien uns doch erst dieser Weihrauchduft in Stube und Kammer die richtige Heiligabendstimmung zu bringen. Und auch heute bleibt uns dieser Brauch ehrwürdig, trotzdem er in seiner Wurzel auf einen Brauch der sog. Rauchnächte der germanischen Sonnwendfeier zurückgeht (25. Dez. bis 6. Jan. siehe oben). In diesen Nächten heulender Winterstürme näherten sich nach dem alten Volksglauben die Geister und die Totenseelen in brausendem Zug den Wohnungen der Lebenden; „die wilde Jagd", „das wütende Heer" Wotans erfüllten die Vorstellungswelt des Volkes. Gegen diesen Spuk suchte man sich durch allerlei Abwehrriten zu wappnen, vor allem durch die Ausräucherung des Hauses. Doch auch in christlicher Zeit fuhr man fort, während dieser „Zwölfnächte" in Haus und Stall gegen Geister, Hexen und Unwetter Räucherwerk zu verbrennen, bis die Kirche eingriff, indem sie diesen Brauch dem Bereich des Profanen entriss und die Räucherung mit ihrem Segen vornehmen liess. (Der Priester bekam dafür meist eine Naturalgabe, so hören wir vom sog. „Rauchwein", vom „Rauchhuhn" usw.) Und noch heute kennt das Rituale Romanum eine solche Häuserweihe für den Dreikönigstag. Und wenn auch in unsern Tagen noch am „heiligen Abend" vielerorts nicht mehr der Priester der Kirche, sondern „der Priester der Familie", der Hausvater, mit geweihtem Räucherwerk betend Haus und Stall durchschreitet, so liegt die Abwendung des Unheils und die Quelle des Segens nicht mehr bei der Gunst der Toten und Geister, sondern bei der Ankunft dessen, dem „alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden".

Die Verchristlichung solch altheidnischer Bräuche hat die Kirche manchen Kampf gekostet. Aberglaube und Orakelglaube ver-

banden sich von jeher vor allem mit der „heiligen Nacht". Ja, es gab Zeiten und Gegenden, wo die Kirche es nicht einmal verhindern konnte, dass das Volk selbst an den Stufen des Altars, gerade beim Höhepunkt der Weihnachtsfeier, in der Christmette, seinen Zauber suchte; „Gloria" und „Wandlung" des nächtlichen Hochamtes mussten zu Schickverkündigungen herhalten. Häufiger huldigte man dem Aberglauben im Familienkreis. Man liess z. B. Wasser gefrieren, um aus den Eisgebilden künftige Ereignisse (auch den künftigen Gatten) herauszulesen; aus der Witterung der „Zwölfnächte" schloss man auf die Witterung der 12 Monate usw. Der Speisezettel des Heiligabendessens bevorzugte Gerichte, die Sinnbilder der Fruchtbarkeit sind, wie Fischrogensuppe, Erbsen, Mohn usw. Wie zäh solche Bräuche im Volke wurzeln, zeigt der Umstand, dass auch heute der Sieg des Glaubens über den Aberglauben unter dem Volke noch kein vollständiger ist. Möchte doch endlich jeder „fromme Beter ahnen", dass beim Geläute der Weihnachtsglocken nicht Dämonen walten, sondern die schützende Kraft des Ewigen sich über Dorf und Land breitet.

Vorchristliche Gebräuche leben heute ferner noch in gewissen Weihnachtsspeisen fort. Einige mögen als Ueberbleibsel alter Fruchtbarkeitsriten aufzufassen sein, wie Krapfen- oder Gänsegericht (in Deutschland); andere als Sinnbilder früherer Opferspeisen, wie die Tiroler Weihnachtszelten, die man beräuchert und mit Weihwasser besprengt; wieder andere als Erinnerung an alte Opfermahlzeiten, wie Spanferkelgericht (in skandinavischen Ländern). Eine besondere Rolle spielen hiebei gewisse Weihnachtsgebäcke. In der Schweiz stellen wir die Zopfgebäcke her; in Deutschland kostet man die sog. Christstollen (Gebäcke, in denen man das in Wickeln gewickelte Kind erkennen wollte) oder „Springerli" (Gebäck mit mannigfachen Figuren, besonders Tierformen) oder „Hutzelbrot" („Hutzeln = gedörrte Birnen); in den nordischen Ländern, wo das Christfest heute noch den altgermanischen Namen Jul trägt, den „Julbock" und „Juleber" (Kuchen, mit der Form eines Widders oder Ebers). „Gebildbrote" hat Max Höfler, ihr Darsteller und Erforscher, diese Arten von Gebäck genannt, die in mannigfachen „Gebilden" hergestellt werden, in der überwiegenden Mehrzahl jedoch ihre Vorbilder in der Antike haben sollen. Diese ihre Herkunft konnte aber nicht verhindern, dass sie heute überall als stammesüblicher, nur ungern vermisster Ausdruck der gemeinsamen Weihnachtsfreude empfunden werden.

Die Weihachtsfreude der kleinen und auch mancher grossen Kinder findet ihren Höhepunkt in der Bescherung. Der Ursprung dieser Sitte ist wohl in den Neujahrsgebräuchen der alten Römer und Gallier zu suchen, die dem anhebenden Jahr durch gegenseitige Geschenke eine gute Vorbedeutung geben wollten. Diesen Brauch hat dann die Kirche auf den Christtag übertragen, um auch ihn dem Bereich des Reinweltlichen zu entziehen und zu vertiefen. Wie der Christbaum das Sinnbild des durch Christus erlangten Heils sein sollte, der alle Menschen zu Brüdern und Schwestern gemacht, so auch die Bescherung: Die Liebe, die Gott den Menschen schenkte, sollten diese unter sich weiterströmen lassen. — Geschenke unter Erwachsenen werden in deutschen Landen erst mit Beginn des 19. Jahrhunderts allgemein üblich; den Kindern wurden die Geschenke ursprünglich in der Nacht ans Bett gelegt: im Schlummer hatte sie die Liebe des Christkindes heimgesucht und ihnen herzerfreuende Gaben, Sinnbilder der seelischen Bereicherung, gebracht.

Das Weihnachtsfest, das im Lauf der Jahrhunderte zum Lieblingsfest des gläubigen Volkes geworden, aber auch manchen Sturm erleben musste, steht auch heute wieder im Feuer des Kampfes.

In den Kreisen der liturgischen Erneuerung werden Stimmen laut, die für den Wegfall

der nur lose mit der Liturgie verbundenen Bräuche eintreten. Diese Bewegung ist jedoch bis jetzt kaum tiefer ins Volk hineingedrungen; und wir würden es bedauern, wenn dies irgend einmal eintreffen sollte. Die Folge davon müsste sich an der Religiösität des Volkes selber bemerkbar machen. Denn eine Volksreligion — wie es nun einmal die christliche Religion sein will und sein muss — bedarf notwendig der Verankerung im Volksleben durch das Brauchtum. Das Volk ist ein Kind — und vom Kind sagt Schiller, es sei „das einzige Stück Natur in unserer kultivierten Welt"; wer wollte dieses nicht wie seinen Augapfel behüten?! Das Volk ist ein Kind, und als solches liebt es das Sinnfällige und Sinnerfreuende und versteht es meisterhaft, durch Sinnbilder tiefste Gedanken — auch Festgedanken — wirksam zum Ausdruck zu bringen. Ja, es empfindet das gesunde Sinnbild als kräftiges Mittel, um zum seelischen Vollerlebnis des Festgeheimnisses durchzudringen. So wird man mit Peter Dörfler gerade das Beste an unserem Weihnachtsbrauchtum als Bereicherung der katholischen Religiosität vom Volke her begrüssen müssen.

Bedrohlicher für die Weihnachtsfreude sind Strömungen ganz anderer Art, Strömungen, die dem Weihnachtsgeheimnis selbst unversöhnlichen Kampf angesagt haben. Wer sich eine Vorstellung davon machen will, mit welchen Waffen man im Lande Ruriks gegen das Christfest anstürmt, der lese z. B. den Bericht über „das Ergebnis des weihnachtsfeindlichen Feldzuges 1930 aus 99 Schulen Leningrads" (vgl. W. Gurian. Der Bolschewismus, Herder 1931, S. 273). Eine andere und doch verwandte Strömung will in neuester Zeit unter Führung von H. W i r t die Weihnachtsbräuche unter gänzlicher Ausscheidung des als artfremd empfundenen Christentums deutschgläubig deuten und gestalten. Sollen wir uns mit solchen Blutanbetern, die meinen, an ihrem Wesen müsse die Welt genesen, in einen Streit mit Worten einlassen? Nein! Uns genüge der felsenfeste Glaube, dass sie oder ihre Nachkommen die Wahrheit an ihrem Blute selbst erfahren werden: Es wird die Welt von ihren Wunden am christlichen Wesen nur gesunden. Wir aber harren mit Sehnsucht auf die Sterne der heiligen Nacht und pilgern hin zum neuaufgegangenen Stern von Bethlehem und singen mit dem Glauben unserer Kindheit:

Ich steh an deiner Krippe hier,
O Jesu, du mein Leben;
Ich komme, bring und schenke dir,
Was du mir selbst gegeben.
Nimm hin, es ist mein Geist und Sinn,
Herz, Seele, Mut, nimm alles hin,
Und lass dir's wohlgefallen.

Ich lag in tiefer Todesnacht,
Du warest meine Sonne,
Die Sonne, die mir zugebracht
Licht, Leben, Freud' und Wonne.
O Sonne, die das werte Licht
Des Glaubens in mir zugericht't,
Wie schön sind deine Strahlen!

Ich sehe dich mit Freuden an
Und kann mich nicht satt sehen;
Und weil ich nun nicht weiter kann,
So bleib ich sinnend stehen.
O dass mein Sinn ein Abgrund wär
Und meine Seel' ein weites Meer,
Dass ich dich möchte fassen!

Appenzell. *Dr. P. Lothar Schläpfer.*

Weihnacht 1942

's Christchindli liit uf hertem Stroh.
Es isch doch zfride, still und froh.
O lueg, wie's früürt, — es zittret ganz —
Und doch isch 's Gsichtli volle Glanz!

Es hät si Himmelspracht verlo,
Für üs isch es uf d'Erde cho.
Es füert üs a de chline Hand
Is ewig, glücklich Heimatland.